

Ich habe mich verheirathen wollen, mir einen Mann suchen wollen, um mit einem anderen Namen zu verheirathen!

Ich bin sehr begierig auf den nächsten Brief von Marie! — Friedrichroda, den 15. Mai 1888.

„Na, da wären wir ja!“ sagte Gretchen immer, wenn sie irgend etwas erreicht hatte, wonach sie lange getrebt.

Der Abschied von ihr wurde mir recht schwer. Ich muß sehen, daß ich mich durch Spaziergehen zerstreue.

Ich werde viel spazieren gehen, jeden Tag vormittags und nachmittags. Friedrichroda, den 21. Mai 1888.

Ich habe ihn gesehen! Friedrichroda, den 27. Mai 1888.

Ich habe ihn wieder getroffen, er ist mir nachgefolgt. Friedrichroda, den 29. Mai 1888.

Ich habe ihn gesprochen. Er ist ein Engel von einem Menschen. Ich bin ganz außer mir vor Glück! — Ich finde keine Worte mehr! Friedrichroda, den 31. Mai 1888.

Er liebt mich! — Ich habe Beweise! Ich werde Gretchen zuerst schreiben können, daß ich einen andern Namen trage! Friedrichroda, den 3. Juni 1888.

Schätz! unbegreifliches, unabweisbares, unabweisbares! — Er liebt mich! Köln, den 10. Juni 1888.

Ich bin nach Hause zurückgekehrt, ich will von nichts mehr etwas wissen, ich werde als Einzelblut meine Tage beschließen. Köln, den 17. Juni 1888.

Ich bin zurück! Ich habe ein heiliges Spiel mit dem Dämon getrieben, was es auf der Welt giebt, mit der Liebe!

Bunte Zeitung.

Heber Hofeager wurde kürzlich mitgetheilt, daß er einen ihm gestellten Antrag zu einer amerikanischen Vortragsreise mit der Motivirung abgelehnt habe, daß die hierische Mundart sich für ein fremdes, sensationelles Publikum nicht eigne und die Eigenschaften und Vorzüge derselben nur in der deutschen Heimath geschätzt werden können.

Heber Hofeager wurde kürzlich mitgetheilt, daß er einen ihm gestellten Antrag zu einer amerikanischen Vortragsreise mit der Motivirung abgelehnt habe, daß die hierische Mundart sich für ein fremdes, sensationelles Publikum nicht eigne und die Eigenschaften und Vorzüge derselben nur in der deutschen Heimath geschätzt werden können.

Ich habe mich verheirathen wollen, mir einen Mann suchen wollen, um mit einem anderen Namen zu verheirathen! — Und er, der Eble, der Treue! — Er ist mir gefolgt. Heute früh ist er bei Papa gewesen. Papa war sehr nachdenklich den ganzen Abend, aber er schwieg, hätte er mir doch nur gleich gesagt, ob der fremde Herr um mich angehalten hat, ich hätte Papa ja gleich sagen können, daß ich keinen Deun mit heirathen kann, denn ich bin feiner nicht werth!

Ich bin Braut! — Noch ein halbes Jahr und ich werde Frau D'Anna Schulze heißen. Köln, den 27. Juni 1888.

Ich ärgere mich nicht mehr über meinen Namen. Heute, — ich bin mit meinem Namen hier auf der Hochzeitsreise, — komme ich herunter ins Speisezimmer unseres Hotels. — Wer tritt herein. — Gretchen!

Stürmische Begrüßung, Umarmung und flüchtiger Gedankenaustausch. — Da kommt mein Mann herein.

„Mein Gemahl, Herr D' Kurt Schulze,“ stelle ich vor.

„Wie, du bist verheirathet,“ bringt Gretchen unter einer Art von Lachkrampf heraus.

„Du etwa auch?“ frage ich.

„Natürlich!“

„Aber warum hast du mir nicht geschrieben?“

„Warum,“ rief sie unter formidablenem Lachen. Da trat ein Herr in den Saal.

„Hier, meine Liebe,“ rief sie, „mein Gemahl, Herr Reichsteff Heinrich Müller aus Berlin.“

Wir sanken uns in die Arme und weinten vor Lachen, während uns unsere Männer für irrationia dielten.

Dann saßen wir zu Vieren in einem netten Chambre séparée und erzählten unsere Abenteuer und schwuren, uns nie wieder über unsere Namen zu ärgern.

entgegengekehrte Verhaltensweisen. Diese beiden Männer waren Viktor Hugo und Alexander Dumas. Dumas schrieb an den Direktor der „Worte St. Martin“. „Mein lieber Freund! Ich werde Ihnen Montag ein Schauspiel in fünf Akten bringen. Ich brauche dazu Mlle. Georges, Mme. Dorval, Bocage, Dourou, Brovoit und fünf neue Dekorationen.“ Der Direktor fuhr bei der Lesüre dieses Briefes entsetzt zurück und verlor die Ausföhrung des Stückes auf bessere Tage.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

* Rechtskunde für den reisenden Kaufmann. Von Josef Bauer. Leipzig, G. W. Gloeden. Kart. 1.50 M. Nach einleitender Darstellung, die Ausübung des Gewerbes als Handelsbetriebsart, die Legitimation und die Fortpflicht der Gläubiger bei Wäulen betreffend, wird das Rechtsverhältnis zwischen dem Reisenden und seinem Prinzipale, sowie dem Kunden und schließlich dem Hotelier in überaus klarer Weise entwickelt.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 262. Halle a. d. S., Sonnabend den 7. November 1891.

Der Thronfolger.

Roman von Ernst v. Wolzogen.

Man nahm den Kaffee im Garten ein, wobei Melanie einfällig und mit milden Bewegungen die Wirthin machte. Der Betradung gemäß schlug Baron Koschob dem General eine Partie Biquet vor, und als Melanie um die Erlaubnis bat, sich zurückziehen zu dürfen, folgte ihr Hans Jochen nach.

„Wollen wir nicht einen Gang durch den Park machen?“ begann er freundlich.

„Wozu? Wir sind ja schon vor dem Kaffee ringsherum gewesen. Ich bin ja milde, entschuldige mich!“ verzeigte sie, ohne ihn dabei anzusehen. Sie war augenscheinlich ungenehm, um loszutommen.

„Doch er ergriß ihre Hand und sprach: „Nein, ich lasse dich heute nicht los, Melanie, ich habe Wichtiges mit dir zu reden.“

„Laß doch nur! Es hilft ja doch nichts!“ antwortete sie mürrisch und suchte ihm die Hand zu entziehen.

Aber er ließ sie nicht los. „Ich habe Briefe aus der Residenz bekommen, die dich sehr nahe angehen. Sieh, ich habe mich bisher immer geirrt, mit dir vom Erbgroßherzog zu reden. Ich habe mir Mühe gegeben, deine Gedanken auf alle mögliche Weise abzulenken; aber jetzt sehe ich ein, daß das ganz nutzlos war. Komm, wir müssen uns einmal offen aussprechen.“

Jetzt erst weiß ich selbst ganz sicher, was ich von Georg Friedrich zu halten habe, und du wirst mir nicht mehr vorwerfen können, daß ich aus Eifersucht ungerecht gegen ihn sei.“

Mit einem bittern Lächeln zog sie ihre Mundwinkel nach unten und sagte: „Ach so! Ich weiß schon, was du meinst. Der Klatsch ist auch bis zu mir gedrungen. Irrend ein ungenannter Freund, oder wahrscheinlich noch eine Freundin, hatte die Lufmerkmale, mir das abentheuerliche Schmutzblatt zuzuschicken, in dem die Hochzeit der Prinzessin Georgine in so bombastischer Weise beschrieben wurde.“

Der Thronfolger hätte dabei die freie Liebe leben lassen und den vortrefflichen Weinen so eifrig zugeprochen, daß er schließlich gar habe anfangen wollen, sich mit dem Professor zu raufen, worauf sich in seinem eigenen Wagen hätte nachhause schaffen müssen.

Zum Schluß hieß es dann noch so recht höhnisch: Sicherem Vernehmen nach sieht die Verlobung dieses jovialen Prinzen mit einer **** Prinzessin schon in allernächster Zeit zu erwarten. — Das wolltest du mir doch wohl auch erzählen, nicht wahr?“

„Nein, Melanie! Von dieser Schurkerei weiß ich noch gar nichts. Traust du mir wirklich eine so niedrige Nachsicht zu?“

Er sah sie traurig verwirrt an, und sie konnte beschämt den Blick zu Boden, und dann sagte sie leise: „Verzeih! — Komm“, laß mich hören, was du mir zu sagen hast!“

Am grünen Ufer des Baches, der, munter plätschernd, den Park durchschneidte, gingen sie entlang, bis sie einen kleinen Hügel erreichten, auf dem unter einem sogenannten Bildhauer Gartenbank zum rastenden Gemüth der lieblichen Ansichte einlud. Dort nahmen sie Platz, und er las ihr einen Brief vor, den er am heutigen Morgen erst von Wally von Kay empfangen hatte, und worin sie ihm auf persönlichen Stelle und zwar in einem sehr geschickten, völlig aufschaulichen Stile die kurze Geschichte ihrer Verlobung erzählte und daran einen langen Bericht über den so aufregenden Verlauf des Cordell'schen Hochzeitsfestes anknüpfte.

Es ging daraus hervor, daß allerdings die überwiegende Mehrheit der Anwesenden den Erbgroßherzog für betrunken gehalten habe; doch ihr Brautgarn, und der Professor hatten sich hernach aufs eifrigste bemüht, ihn als trank darzustellen — und das hat in der That Wahrheit gewesen. Infolge des traurigen Endes der unglücklichen Doris von der Klatsch sei auch die Erinnerung an die Geschichte, die seiner Zeit über die Verlobung der Prinzen in der Hofgesellschaft umgangen, wieder aufgerichtet worden, und nicht nur sie selbst mit ihrer „phänomenalen Kombinationsgabe, sondern

auch ganz mediocre Intelligenzen“ hätten nunmehr wohl begreifen müssen, woher sich die nervöse Aufregung des Erbgroßherzogs und sein Haß gegen den Kammerherrn schreibe, zumal da man wisse, daß die allgemein beschriebene Verlobung mit der Prinzessin Eleonore und Wirthin der Hochzeit beschlossene Sache sei.

„Alle Diebstahler und Wirthin der Hochzeit“, hieß es dann weiter, die unterm liebenswürdigen Prinzen von jeder seine gelauten Abenteuer nachgetragen haben, schwelgen jetzt in Enttäuschung und wollen das nächste mal einen Republikaner in den Landtag wählen, falls ein solcher im Großherzogthum aufzutreiben sei sollte. Alle veränderten und geschäftlichen Leute aber, wie zum Beispiel meine Kleinigkeit bedauern, ihn nicht nur aufrichtig, sondern sehen auch diese traurigen Ausprägungen seines Herzeleid's mit einem Beweise dafür an, daß sich sein Empfinden in den letzten Jahren gerade durch diese schmerzliche Erfahrung bedeutend verfeinert und vertieft habe.

„Wissen Sie eigentlich, wie es Melanie von Treysa geht? Von der hört man ja gar nichts mehr; denn in diesem Punkte darf sich mein Wächchen leider nicht des Allerhöchsten Vertrauens rühmen. (Wächchen ist übrigens zu süß! Denken Sie, gestern erst wagte ich ihm zu schreiben, daß ich schon sechszwanzig Jahre alt bin — ein geschlagenes halbes Jahr älter als er! Aber er fiel nicht einmal um vor Schreck. Wissen Sie, was er sagte? „Habe ich dich so lange sitzen lassen, mein Schatz, denn kannst du jetzt auch einmal leben bleiben, während ich dir ein paar Jahre vorausgelaupire.“ Nicht wahr?)

Ja richtig, die Melanie! Ich konnte sie erst aus gewissen Gründen nicht ansprechen; aber sie war doch eigentlich ein prächtiges Mädchen. Wie trägt sie es denn nun? Ich möchte ihr etwas von meinem Leichtsinn wünschen, damit sie darüber wegstomme. Wenn Sie sie leben sollten, so geben Sie ihr doch einen recht schönen Kuß von mir und sagen Sie ihr, es thäte meiner Hebelit schrecklich leid, daß sie sie damals beim Abschied so schlecht behandelt hat. Sie hat mich zwar nicht beauftragt, das zu sagen; aber ich habe es ihr doch aus allerlei gelegentlichen Ausprägungen angemerkt. Die Prinzessin ist überhaupt jetzt meiner Verlobung viel, viel lebenswüthiger zu mir. Ich glaube übrigens selbst, daß ich vorher nicht viel getraut habe; aber jetzt bin ich wirklich ein ganz guter Herr, und mein Wächchen soll schon mit mir zufrieden sein! Da ich vor ihm keine Heimlichkeiten haben kann, so wird dies wohl der letzte Brief sein, den Sie von mir kriegen.

Herrlich! Wenn's hätte ich das Interessanteste verstanden! Denken Sie, neulich war ich so dreist, meiner Hebelit von Ihnen zu schreiben — und sie war gar nicht böse! Sie hätten mir leben sollen, wie nett sie erwiderte und wie geduldig sie zuhörte, als ich dann ein Loblied auf Ew. Hochwohlgeboren anstimmte!

Mit diesem angenehmen Eindruck will ich mich Ihnen empfehlen, mein verehrter Freund und Gönner. Fahren Sie nur immer unentwegt fort, recht freundlich zu gedenken. Aber aufrichtig ergebene

Wally von Kay, demnach Gräfin Bracke.

Bracke heißt demnach Hund! Hund und Kay kommen da im heiligen Eufant zusammen. Ist das nicht süß? Wächchen findet es schön die!

Melanie war der Vorklesung anmerksam, jedoch ohne eine besonders lebhaft Theilnahme an den Tag zu legen, gefolgt. Ihre großen, glänzenden Augen larrten trübsinnig in die Landschaft hinaus, nur unweilen suchte es über ihr Gesicht, wie wenn die scherzhaften Wendungen der Briefe über sie verlegten. Nur ganz am Schluß, als von dem veränderten Benehmen der Prinzessin die Rede war, horchte sie auf, und ihre erste Frage, nachdem Koschob geendigt hatte, klangte auch an diese Stelle des Briefes an.

Er berichtete ihr in kurzen Worten, wach peinliches Mißverständnis damals die Rede der schmerzlichen

Halle die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. G.



Prinzessin heraufgefordert habe, und dann fuhr er fort: „Nun du dies weißt, wirst du es auch richtig zu schätzen wissen, was es bedeutet, wenn diese stolze Prinzessin mir freimütig ihr Unrecht eingesteht und mich um Verzeihung bittet für die harten Worte, mit denen sie uns beide in der ersten Erregung verbitterter Eifersucht gekränkt hat. Sieh, Melanie, da habe ich zwei Briefe von ihr! Willst du sie lesen? — Mein Gerechtigkeitsgefühl ruft die Prinzessin an, ich soll der Richter sein über ihres Bruders Handlungsweise. Denke dir, ich, dem er das Theuerste geraubt hat, was ich . . .“ Er brach bewegt ab, denn er wollte nicht in dieser vielleicht entscheidenden Stunde sein eigenes Leid in den Vordergrund drängen.

Jetzt war ihre volle Theilnahme erweckt. Halb ängstlich, halb bewundernd schaute sie zu ihm empor und wartete darauf, daß er weiter sprechen sollte. Allein er schwieg und drückte ihr, ohne sie anzusehen, die Blätter in die Hand.

Erst nachdem sie eine ganze Weile gelesen hatte, wagte er sie wieder anzublicken und den Eindruck zu beobachten, den die besetzten Worte der Prinzessin auf sie machten. Er sah, mit wie gespannter Theilnahme ihre Augen über die Zeilen hinflogen und wie ein sanftes Roth dabei ihre blaffen Wangen zu beleben begann. Als sie sich dem Ende näherte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, so daß sie mehrmals innehalten mußte, um sie zu trocknen. Und als sie dann endlich zu Ende war, lehnte sie sich, leise aufschluckend, zurück und reichte ihm mit ihrer zitternden Rechten die Briefe hin.

Er ließ ihr Zeit, sich ein wenig zu beruhigen. Dann erst griff er nach ihrer Hand und sagte, sie leise freischlend: „Nicht wahr, Melanie, du fühlst es auch ein, daß sie recht hat? — Ich will dir's nur gestehen, ich habe in der blinden Leidenschaft meiner ersten Empörung dem Großherzog ausgelauert, als er damals am Todestage deiner Mutter mit dir die heimliche Zusammenkunft hatte, und ich habe ihm gedroht, ihn niederzuschleichen, wenn er versuchen sollte, sich der einzig möglichen Sühne zu entziehen, die er dir schuldig war.“

„Das hast du gethan?“ unterbrach sie ihn, rasch athmend und starrte ihm mit entsetzter Miene ins Gesicht.

„Es war wohl verzeihlich,“ entgegnete er leise, den Blick zu Boden senkend.

Da legte sie die Hand über die Augen und seufzte: „Ach, freudlich ich verzeihe immer . . . Verzeih' mir, Hans Jochen! Du bist so gut, so selbstlos, und ich . . . ich kann mir immer an das Eine denken! Ich habe nicht mehr die Kraft, mich aufzuraffen. Ich . . . ich danke dir für deine treue Liebe, Hans Jochen! Kein Bruder hätte das für mich gethan, was du gethan hast, trotzdem ich dich so fürchtbar . . .“ Die Stimme verlagte ihr, und sie legte den Kopf in ihre hohlen Hände auf den Rand des Gartensitzes.

Er rühte ihr näher, strich ihr leise über das Haar und sagte liebevoll: „Du darfst dich nicht länger dieser dumpfen Verzweiflung hingeben. Du mußt doch einsehen, daß die Prinzessin recht hat mit jedem Worte, das sie da über ihren Bruder schreibt. Siehst du, er hat ja eigentlich noch schwerer zu leiden als du, denn er muß das Bewußtsein mit sich herumtragen, daß er allein schuld ist an dem tiefen Elend, das er über dich gebracht hat.“

„Schuldig?“ fuhr Melanie heftig auf. „Ich begreife nicht, was für eine Schuld darin liegen soll, daß er mich liebte und daß er's mir gestand. Hast du das nicht auch gethan? Wer kann wissen, wozu die Leidenschaft uns treibt? Führt sie zum Unglück, dann ist es eben ein Verhängnis, dem wir nicht entgegen konnten.“

Koschotz schüttelte den Kopf und unterbrach sie ernst: „Nein, nein! Er mußte wissen, wozu die Leidenschaft auch beide treiben konnte; denn er kannte ja sein heißes Blut. Und er mußte auch wissen, daß es ein gewaltiger Unterschied ist, ob er als Führer ein leidenschaftliches Verhältnis mit einem leichtsinnigen Mädchen gewöhnlichen Schlags eingetret oder ob er die Ehre einer Dame . . .“

„Du verurtheilst ihn also doch?“ unterbrach sie ihn rasch und heftig.

„Nein, ich verurtheile ihn nicht! Ich sage: er hat Unrecht gethan, und er hat sich nicht als starker Charakter bewährt, als er seiner Leidenschaft so die Bügel schießen ließ. Aber diese Leidenschaft selbst war tief und rein. Er wollte das Gute — und er taufte sich nur über seine eigene Kraft, seine reine Absicht gegen die feindliche Macht der Verhältnisse zu vertheidigen. Er unterschätzte den sittlichen Werth der bestehenden

Gesellschaftsordnung, zu deren Hüter gerade er in erster Linie berufen ist. Und darum verdient sein Vergehen nicht Verurtheilung, sondern Mitleid. — Wir beide, die am schwersten unter seinem Verthum haben leiden müssen, wir haben jetzt die Pflicht, ihm in seiner furchtbaren Gewissensnoth beizuhelfen. Wir müssen uns selbst als freie, starke Menschen bewähren, damit wir ihm helfen können, seine Selbstdämonie, die Kraft zur Pflückerfüllung wiederzugewinnen. Ach, Melanie, glaube mir, es geschieht so viele Verbrechen auf der Welt, an denen, im Grunde genommen, niemand schuld ist — und da giebt es meistens keine andere Sühne, als daß eben der Betroffene sich zu hochherziger Duldung emporrafft. Das ist ja der hohe und ewige Werth des Christenthums, daß er uns ein so erhabenes Beispiel solcher altthöndenden Duldung vor Augen stellt und den alten blutdürstigen Gott der Rache aus der Welt geschafft hat. Du weißt, Melanie, für mich giebt es kein Dogma und keine Konfession mehr — aber Christen laß uns sein! Verstehst du mich wohl?“

„Hast du in diesem Sinne an den Großherzog geschrieben?“ fragte Melanie nach einer nachdenklichen Pause.

„Nein, ihm habe ich gar nicht geschrieben,“ verlegte Koschotz. „Ich habe ja selbst Unrecht gegen ihn gebandelt. Wie darf ich ihm da jetzt meine Verzeihung aufdrängen! Das wäre ja aus, als ob ich mich dadurch rächen wollte, daß ich ihn beschäme. Ich weiß ja auch durch die Prinzessin, wie sehr er leidet durch den Gedanken an das, was er mir angethan hat. Ich habe es ihr überlassen, ob sie ihm von meiner Sinnesänderung Mittheilung machen will oder nicht. Ich höre ja auch, daß er vorläufig noch so geistig und körperlich zu leiden hat unter der letzten gewaltthätigen Erschütterung seiner Nerven, daß er unzugänglich ist für jede ruhige Erwägung. Du siehst ja auch aus dem Briefe, daß der Großherzog selbst auf die Vorstellungen der Prinzessin hin sich bemüht hat, einen Aufschub der Verlobung vom Könige zu erlangen. Aber es ist eben nur ein Aufschub — du wirst dich doch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, ihn über kurz oder lang mit der Prinzessin Clementine verlobt zu sehen.“

Sie suchte die Avelin und wandte sich ab. Er begriff nicht, was in ihr voring, und versuchte, in ihren Zügen zu lesen. Doch die waren wieder bleich und leblos geworden wie zuvor, und mit derselben starren Gleichgültigkeit wie zuvor ließ sie auch den Blick auf der Landchaft ruhen.

Er berührte ihre Schulter und sprach beforzt auf sie ein: „Melanie, ich bitte dich, sieh mich an, sage, was du denkst! Bleibt euch beiden etwas anderes übrig als der Verzicht? Eine andere Lösung giebt es wirklich nicht.“

„Vielleicht doch!“ verlegte sie tonlos. „Tief aufseufzend ergriff er ihre beiden Hände und suchte ihr Auge; aber sie wandte sich nicht zu ihm, sondern hielt ihren Blick nach wie vor starr in die Weite gerichtet. „Kannst du dich wirklich nicht von diesem unglückseligen Gedanken befreien?“ begann er endlich mit leisem Vornuss in sie zu dringen.

Sie suchte nur die Schultern. „Melanie, denke doch wenigstens an deine nächsten Pflichten! Denke an deinen alten Vater!“

„Er wird mich kaum mehr vermissen,“ verlegte sie bitter. „In seinen lichten Augenblicken, wenn die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit wieder in ihm lebendig wird, dann haßt er mich geradezu. Ich habe Angst vor ihm, wenn er mich dann so vernichtend ansieht — du mußt es doch auch schon bemerkt haben! Und sonst, wenn sein Geist wieder einschläft, dann ist ihm jede andere Pflege und Gesellschaft gerade so recht und lieb wie meine. Er würde höchstens eine Veränderung zum Besseren empfinden, wenn ihr irgend eine hetere und sorgfältige Wärterin für ihn engagirt!“

„Du irrst dich, Melanie,“ entgegnete er eifrig. „Glaube mir, nichts quält und ärgert alte Leute mehr, als ein Wechsel in der gewohnten Umgebung. Weirrigens haben mein Vater und ich heute beide den Eindruck gehabt, als wäre der General in der herrlichen Frühlingsluft körperlich und geistig neu aufgelegt.“

„Das wäre nur ein Grund mehr für mich, ihm aus den Augen zu gehen,“ rief Melanie ungeduldig. „Denke dir, heute morgen war er mir nachgeschlichen zu Mannas Grab. Ich hatte ihn nicht kommen hören auf dem weichen Rasen und erschad fürchtbar, als er plötzlich vor mir stand und mit seinem grimmigen Gesicht mich ansah: Du brauchst gar nicht zu

weinen um die da unten. Das ist gar nicht deine Mutter . . . die Dingda — die Casarelli, das ist deine Mutter! O, ich . . . wenn noch irgend etwas gefehlt hätte, um mich in meinem Entschlusse zu bestärken, das war das letzte!“

„Armes Kind!“ flüsterte Koschotz tief erschütterter vor sich hin. Und dann verjuchte er es mit einem neuen Einwande, indem er sie darauf hinwies, daß ihr ja nach dem Tode des Vaters aus der Verwaltung des Gutes Treja eine so fruchtbringende, die trüben Gedanken ablenkende Thätigkeit erwachse, durch die sie gewiß Vergessen und Gesundheit wieder gewinnen werde.

Da aber ließ sie ihn gar nicht einmal ausreden, sondern entzog ihm vielmehr jäh ihre Hände, sprang auf die Füße und rief, mit zornfunkelnden Augen auf ihn herablickend: „So, glaubst du wirklich, daß ich von diesem verfluchten Boden auch nur einen Fußbreit in meinem Weitz behalten würde, wenn mein Vater nicht mehr lebte? Gott weiß, wie rein mein Herz war, als ich . . . ein Raubstahl der Leidenschaft hatte uns beide . . . ach! Meine Seele war ja so frei von jeder niedrigen Berechnung — gerade so wie seine auch — das mußte du mir glauben, ich bitte dich! Es ist die launere Wahrheit und vielleicht meine letzte Bitte an dich. Aber wie soll ich es der abgöttischen Welt, unierer fürchterlichen guten Gesellschaft klar machen, daß ich mich nicht auch für eine gute Verlobung verkaufe, wie meine galante Großmutter? Wie eine schamlose Dirne würde ich mir vorkommen, wenn ich mich jemals Herrin von Treja nennen wollte! Es hängt ein Fluch an diesem Sündenbock, der wirkt bis ins dritte und vierte Glied! Das ist Schicksal — daran glaubst du fest — so fest wie an deine Vererbungslehre, mit der du mir damals als Substant schon das bischen Göttertrauen verleiht hast, das

ich mir noch aus der Kinderstube gerettet hatte. Jetzt habe ich ja die Wahrheit an eigenen Leide erfahren müssen. — O ja, gewiß! Mädchen, die keine Casarelli und keine fürstlichen Don Juans zu Großeltern gehabt haben, die werden wohl nicht in solche Verführung kommen, wie ich — haba! Mögen die sich meinewegen mit ihrer Tugend preizen — für mich gab es überhaupt gar keine Verführung, keine Ueberlegung, kein Schwanken zwischen Tugend und Sünde! Was geschehen ist, das mußte geschehen — das haben unsere edlen Ahnen zu verantworten! Aber in meinen Beziehungen zur Außenwelt, da erkenne ich kein Maß, nein da will ich mir meinen freien Willen wahren — hast du es mir nicht selbst so gelehrt? — Die allergnädigste Schenkungsurkunde über Schloß und Herrschaft Treja würde ich dem Großherzoge mit einigen sehr passenden Worten zerrissen zurückgeschicken, wenn ich Papas Tod erleben müßte!“

Diese letzten Worte bezeichnete sie mit entschiedenen und bezeichneten Handbewegungen, und dann wandte sie sich rasch von ihm fort, wie um davonzukreiten. Hans Jochen aber hielt sie fest, erhob sich gleichfalls und wollte reden; doch die Worte verlagten ihm! — Wie schön sie war! Die Erregung hatte ihre Avelin geröthet, ihre Augen leuchteten — ja, sie war ganz so unübersehlich, so reizend, wie sie ihm nur je in seinen süßesten Träumen erschienen war. Und wie die Worte immer rascher, leidenschaftlicher aus ihrem Munde kamen, ein Echo der allerneuesten Philosophie, die er selber, ein frühreifer Bohdan, dem Pensionärsknecht vorgetragen hatte, da kam es ihm, ach, so schwer an, die Eifernde nicht gewaltsam an seine Brust zu reisen und ihr glühendes Gesicht mit glühenderen Küssen zu bedecken!

(Fortf. folgt.)

Müller und Schulze.

Humoreske aus Tagebuchblättern zusammengestellt von Hans Hagen. (Schluß.)

Lausanne, den 4. April 1888.

Nur zwei Worte! — Müllers und Schulzes, ist genau so empfindlich dagegen wie ich. Das ist tragisch, tief, tief tragisch! — Zufällig hörte ich es heute mittag, es kommt eine Deutsche zu uns in Pension!

Den ganzen Nachmittag bin ich in den Anlagen herumgestreift und habe mir vorgeeilt, wie ich mit 'r deutsch sprechen werde. Wir werden abends zusammen im Garten sitzen oder auf meinem Zimmer und werden Deutsch reden. Und wenn wir uns trennen, werden wir nicht „Bon soir“ sagen, nein, „Gute Nacht,“ — ach, wie bin ich müde geworden! — also, „Gute Nacht!“

Lausanne, den 8. April 1888.

Eie ist da! — Eine Deutsche, eine Nüchternheit, ein Engel! Ich habe mit ihr gesprochen, stundenlang geplaudert, wir haben uns unser Herz gegenseitig ausgeschüttet, wir haben zusammen gelacht und geweint, wir haben uns umarmt und geküßt! — Und jetzt, vor fünf Minuten haben wir uns „Gute Nacht“ gesagt! —

Ja, sie ist eine Deutsche, auch eine Deutsche wie ich. Sie hat auch blaue Augen, wie ich, auch blonde Haare! — Auch sie schwärmt für alles Hebre, Gutes und Gute, auch sie hat sich ein herrliches unergündliches Gemüth, nur heißt sie nicht Müller, — aber Schulze, — Gretchen Schulze aus Berlin.

Lausanne, den 12. April.

Also Gretchen sieht auch! — Ober vielmehr, Gretchen liebt, nein, richtig, sie kennt einen Herrn in Berlin, oder vielmehr, sie kennt ihn nicht. Sie hat ihn nur regelmäßig getroffen, wenn sie in die Zeichenstunde ging.

Dann ist er ihre nachgelaufen, dann hat er sie begrüßt und dann hat sie nach Lausanne fortgemut. Es gefallt ihr gar nicht hier, ebenso wenig wie mir. Es ist nur ein Glück, daß wir uns gefunden haben.

Lausanne, den 15. April 1888.

Des Lebens ungemischte Freude, ward keinem Sterblichen zu Theil! Wir könnten nun die unzerrenntlichen Fremdbinnen werden, wir könnten miteinander unser Leben glücklich durchwandeln, aber es ist unmöglich.

Ich heiße Müller und sie heißt Schulze! Unsere unseligen Namen werden uns auf immer trennen! Wo wir zusammen hinkommen, geben sie Anlaß zu entlösem

Spott, und sie, mein liebes, theures, einziges Gretchen, ist genau so empfindlich dagegen wie ich. Das ist tragisch, tief, tief tragisch! —

Lausanne, den 17. April.

Gretchen ist ein Genie! Sie hat ein Mittel gefunden, eine Aushilfe, die uns über die Namensähnlichkeit hinweghelft! — Aber ich bin heute zu müde, wir haben zu lange beraten und wären geschwimed.

Lausanne, den 18. April 1888.

Gretchen's Idee ist genial, die Genialität liegt in der Einfachheit derselben. Wir heiraten! —

Der erste Schritt, um das zu erreichen, ist, daß wir hier fortkommen, Gretchen so gut wie ich. Gretchen geht nach Berlin zurück, ich weiß noch nicht, ob ich nach Rbin zu meiner Tante und Papa gebe, oder wo anders hin. Gretchen meinte, es wäre recht gut für mich, wenn ich im Sommer während der Hochzeiten in einen beliebigen Badeort ginge, z. B. Friedrichsdorf in Thüringen.

Gretchen schlug mir gerade den Ort vor, weil sie ihn genau kennt. Sie hat damals dort bei einer verwitweten Pastorin gewohnt, einer äußerst liebenswürdigen Dame, bei der sie die einzige Pensionärin gewesen ist. In der könnte ich auch auf ein paar Monate ziehen, wenn ich einmal nicht zubaus bleiben soll.

Morgen werden wir geharnischte Briefe nachhause schreiben, das man uns aus unserer Verbindung erlöset.

Lausanne, den 19. April 1888.

Gretchen ist weit gewandter und schlauer im Briefschreiben als ich.

Sie sagte, meine Idee mit dem Genfer See wäre durchaus verfehlt gewesen. Sie gelang mir fogar, daß sie mich im stillen ausgelacht hat, sie hat es mir aber nicht merken lassen, weil ich damals so unglücklich war, ja, sie behauptete fogar, auch wenn ich ihn nicht getroffen hätte, wäre ich nicht ins Wasser gegangen. Das hat mich eigentlich etwas verkehrt — aber sie ist sonst eine so friedlich gute Seele und — sie kennt mich eben noch nicht!

Auf meinen Brief bin ich stolz, auf seine Wirkung sehr neugierig. Gretchen hat mich erst darauf aufmerksam gemacht, daß ich mich eigentlich recht ruhig fühle und daß das Klima hier eigentlich gar nicht für mich paßt.

Außerdem — es gefallt mir ja sonst ganz gut hier — höht mich manches im Verkehr mit meinen Pensionärsgenossen recht

